Die ewige Jagd.

Roman von Adolph Schoffmeyer.

(34. Fortsetzung.)

Cynthia reichte ihm plötzlich die Hand. „Ja, ich glaube Ihnen, vergeben Sie mir — — — Wenn Sie wüßten — —" Jäh brach sie ab. Nichts weiter wurde gesprochen. Nebeneinander schritten sie die Treppe hinauf und näherten sich dem Krankenzimmer, aber noch einmal hielt Cynthia an.

„Sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen — ist alles verloren?" Ihr Gesicht war dem seinen so nahe, daß ihr Atem ihn streifte, hastige Atemzüge.

„Noch ist der Kampf unentschieden — es ist ein gewaltiges Ringen."

„Was glauben Sie — —? Die Wahrheit!"

„Ich habe wenig Hoffnung."

Am Ende des Korridors wartete eine Krankenpflegerin, die jetzt die schweren Vorhänge zurückzog.

„Pa — Mr. Shirley ist hier," sagte Cynthia, die auf der Schwelle stehen blieb.

„Laß ihn eintreten."

Ein lähmender Schreck durchzuckte Shirley, als er Colonel Jameson auf dem Krankenlager erblickte. Einen Augenblick blieb er sprachlos. Ein zerfallener, zermürbter Greis, auf die Folterbank gespannt, in dem nur die dunkeln, geisterhaften Augen noch zu leben schienen. Da auch die Gesichtsnerven von Schmerzen heimgesucht wurden, so hatte man den Kranken seit Wochen nicht rasieren können, jetzt umrahmte ein schlohweißer Bart Wangen und Kinn und machte ihn fast unkenntlich.

„Sie sehen ein Wrack vor sich, Shirley — —" Ein grollender, murrender Ton.

„Nicht, Vater," bat Cynthia.

Nur ein leises, nervöses Zittern der Finger, die wächsern, kraftlos auf der Decke lagen.

„Ich wünsche Mr. Shirley allein zu sprechen."

Die Portieren wurden zugezogen — — Shirley, am unteren Ende des Bettes, die Hand auf der Fußleyne ruhend, stand seinem Chef gegenüber. Eine große Lampe mit grünem Schirm, die schon angesteckt war, verbreitete in dem großen luftigen Raum ein Dämmerlicht, das aber hinreichte, um die furchtbaren Verwüstungen der Krankheit erkennen zu lassen.

„Colonel, ich bin schmerzerfüllt, ich kann Ihnen das nicht mit Worten sagen."

Jameson machte eine kaum merkbare Bewegung mit der Hand, die Shirley aber verstand, er zog einen Stuhl heran und ließ sich nieder.

„Was ich in dieser Zeit gelitten habe, spottet jeder Beschreibung." Die Zähne knirschten aufeinander. „Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit des Himmels — — ich bekämpfe die Menschen, aber nicht die Götter —"

„Colonel!" Shirleys Stimme klang bittend. „Ich weiß das alles, glauben Sie mir, ich habe das mitgefühlt. Wenn Sie auf dem Kampfplatz gewesen wären — — — aber wir wollen nicht davon sprechen, Colonel."

„Nein — — Nein — —" Eine Pause des Schweigens — man sah, wie es im Geist des Kranken arbeitete, wie der Aufruhr der Gedanken ihn wieder überwand. „Und jetzt ist unsere Sache verloren — — —" Shirley wollte abwehren, doch Jameson schüttelte nur heftig das Haupt. „Ich weiß, was ich sage." Grollend klangen die Worte. „Dobbs hat einen guten Kampf durchgekämpft, aber er ist im Stich gelassen worden — — Hubbard — — —! Dieser Hubbard — — dem ist der Mut ausgegangen! Der Feigling! Heute hätte ich Nachricht haben sollen, von Stunde zu Stunde habe ich gewartet — — vergeblich! Er hat uns verraten — —! Wenn ich dagewesen wäre, das wäre nicht passiert — — Ich hätte neue Quellen erschlossen — — aber da muß ich hier hilflos liegen — —" Die Hände ballten sich, und Tränen quollen ihm aus den Augen und rannen die Schläfen hinunter.

Der Anblick schnitt Shirley ins Herz. Voll Mitleid erhob er sich und beugte sich über den Kranken, der aber nur den Kopf zur Seite neigte.

Wie Shirley so hilflos in der tiefen Stille, die ihn umgab, dastand, überkam auch ihn plötzlich und wie etwas Unabwendbares die Ueberzeugung, daß er hier vor dem erschütternden Abschluß eines Lebens stand, das an irdischen Erfolgen und ungeheuren Wechselfällen so reich wie wenige gewesen war. Viele Jahre hatte er im Sonnenglanze des Glückes gestanden, dann hatten Ehrgeiz, Habgier, die Sucht nach dem Mammon ihn gepackt, ihn in wilde Wagnisse gerissen, bis er jetzt aus seiner Höhe herabgestürzt in den letzten ohnmächtigen Zuckungen lag.

Und noch war das Letzte, das Verhängnisvollste mit keinem Hauch gestreift — das Niedrige, das diesen Qualen, diesem Untergang eines groß angelegten Menschen den gemeinen Zuschnitt gab. Schaudernd stand Shirley, ohne den Mut, das entscheidende Wort zu sprechen.

Auch Jameson wußte es — — Eine letzte, neue Folter war es gewesen. Der Tag war da, an dem die Entdeckung gemacht werden mußte. Was würde geschehen? Die ganze Summe war fort — dem Moloch geopfert, in die bodenlose Tiefe versenkt — — — Auf Hubbard hatte er seine Hoffnung gesetzt. Wenn der als Retter einsprang, so waren die Papiere einzulösen — — — Aber Hubbard hatte versagt, die qualvoll erwartete Botschaft war ausgeblieben — — —

Nun würde Osborne kommen mit dem harten Gesicht, in dem Jameson den Triumph lauern sah — — Morgen würde die Welt es wissen — —

Statt seiner war Shirley gekommen — plötzlich begann sich wieder die Hoffnung zu regen. Shirley hatte geschwiegen, das Geheimnis bewahrt — — — Würde er das Risiko laufen, noch weiter zu schweigen —? Bis die Gunst der Verhältnisse ihn, Jameson, vielleicht nach seiner Genesung in den Stand setzte, die verpfändeten Bonds wieder einzulösen — —?

Wie der Ertrinkende sich an einen Strohhalm klammert —

Noch immer herrschte Schweigen. Die Atemzüge des Kranken gingen kurz und schwer, die Lider hatten sich über die Augen gesenkt, als ob er schliefe.

Dann durch die bleierne Stille klang ein leises, eindringliches Wort: „Colonel!"

Keine Antwort. Shirleys Gestalt beugte sich über das Bett, sein Antlitz näherte sich dem Kranken.

„Colonel, hören Sie mich?"

Das weiße Haupt, an dem die Adern so bläulich durchschimmerten, wandte sich, zwei dunkle, gehetzte Augen starrten Shirley entgegen.

„Colonel, die Sitzung der Direktoren findet morgen statt — — —" Keine Entgegnung. „Ich habe heute die Bestände der Bank durchgenommen — — — das große Bündel mit den 100,000 Dollar-Bonds fehlt."

Nun war es heraus. Shirleys Hände waren feucht geworden, er sank auf den Stuhl zurück und fuhr sich über die Stirn, auf der Schweißperlen standen, dicke, kalte Schweißperlen. Totenstille herrschte im Zimmer — — —

Dann trotz aller körperlichen Leiden ein Aufrichten der Gestalt — die Lippen bewegten sich — endlich verständliche Worte. Die Augen funkelten.

„Ich weiß — — Sie werden es verschweigen. Sie unterbreiten Ihren Bericht morgen, daß alles in Ordnung ist — — in wenigen Wochen werde ich die Angelegenheit ins Reine bringen — — —"

Es war Shirley, als hätte ihn ein Schlag ins Gesicht getroffen, er klammerte sich an die Lehne seines Stuhls.

„Colonel!" drängte es sich über seine Lippen.

„Ihr Wort wird vollkommen genügen, man wird keine weitere Untersuchung anstellen."

Shirley erhob sich. „Colonel Jameson, bedenken Sie, meine Ehre steht auf dem Spiel. Ich wäre gebrandmarkt mein ganzes Leben hindurch."

„Unsinn — ich befehle es, noch bin ich Präsident der Bank."

„Hören Sie mich an," erwiderte Shirley, „ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, deshalb bin ich hierher geeilt. Morgen in aller Frühe wollen wir die Papiere zurückerlangen. Ich stelle Ihnen 50,000 Dollars zur Verfügung — es ist alles, was ich auf der Welt besitze. Sie werden die andere Hälfte auftreiben können, von Hubbard vielleicht, von Carrington — Sie haben Freunde—"

„Ohne Sicherheit? Ich habe Ihnen gesagt, daß Hubbard uns im Stich läßt — — — Ausgeschlossen, unmöglich! Nein — die einzige Rettung ist: Sie schweigen. Ich fordere das — mir verdanken Sie alles im Leben — — —"

Wie betäubt starrte Shirley vor sich hin — — Da, das war Jameson, Abenteurer, Conquistador, der keine Rücksichten kannte — — — Nein, ihre Wege trennten sich.

Fest blickte er dem Chef ins Angesicht.

„Noch einmal, Colonel, ich biete Ihnen alles, was ich auf der Welt besitze, ich kann nicht mehr geben — aber meine Ehre, Colonel, die ist mein Eigentum, die will ich intakt halten."

Hinter der Portiere schien einen Moment lang Geräusch zu entstehen, irgendeine Bewegung — lauschend wandte Shirley den Kopf und suchte mit den Blicken die Dämmerung zu durchbohren, allein alles blieb still, er mußte sich getäuscht haben.

Der Kranke hatte die Decke zurückgeworfen und saß jetzt aufrecht im Bett mit zitternden Gliedern. Es schien Shirley, als ob er in der nächsten Sekunde das Gleichgewicht verlieren, stürzen müsse — er sprang hinzu — — —

„Ich beschwöre Sie — — ich —"

„Fort — ich will untergehen, ich will — — keinen Freund — —" Der Kopf sank zurück, man hörte nur noch ein röchelndes Aufstöhnen — — Shirley sprang hinzu, horchte und breitete die Decke über ihn aus. Der Kranke atmete kurz und hastig — —

Es war eine Qual zu bleiben und ganz vergeblich — — Es war zu Ende, einfach zu Ende — unsagbar. Als hätte die Krankheit ihm den Verstand getrübt. —

Mehr taumelnd als schreitend erreichte Shirley den Korridor. Niemand war sichtbar.

Chaos, Finsternis, Haß, Feindschaft, wohin man schaut — das furchtbare, lähmende Ende einer Spekulation, die Millionen verschlungen hatte.

Shirley stand wieder in der großen Halle am Fuße der Treppe, auf einem der Stühle sah er seinen Hut liegen, er nahm ihn. — — Noch immer niemand sichtbar, kein Laut. — Doch, jetzt huschte oben ein Schatten vorbei und verschwand im Krankenzimmer — vielleicht die Wärterin oder Cynthia. —

Er mußte sich von ihr verabschieden. — Es war [illegible] draußen, die große, orangefarbene Mondscheibe schimmerte durch die Zweige der fernen Bäume, die die Rasenfläche umsäumten.

Merkwürdig, daß niemand erschien. — — Mußte man in diesem Hause ein desperater Glücksjäger sein, um willkommen geheißen zu werden? Er ärgerte sich über den häßlichen Gedanken, der ihm angeflogen war. — Plötzlich fiel ihm ein, auf den Knopf bei der Tür zu drücken. Wenige Augenblicke später erschien Peter, der eine ängstliche Miene trug.

„Peter, wollen Sie mich Miß Jameson melden?"

„Miß Jameson bittet, sie zu entschuldigen — —"

„Sehr wohl — — also richten Sie ihr meine Empfehlungen aus."

Shirleys Gestalt straffte sich — also sie hatte doch gelauscht — und weigerte sich jetzt, ihn zu empfangen.

„Gute Nacht, Peter."

„Gute Nacht, Mr. Shirley."

Langsam schritt er aus der Tür, an den hohen weißen Säulen des Vorbaus vorbei, den breiten Kiesweg hinab. Duftige, herrliche Blumen, ein großes Teppichbeet, weite, gepflegte Rasenflächen — in der Ferne die stillen Wasser des Sunds, leise murmelnd. — — Wie schön, wie wunderbar schön, welch ein köstlicher Friede hier wohnte! Wie hatte man dieses Stückchen vom Garten Eden aufs Spiel setzen können? Wie entsetzlich töricht die Menschen in ihrer ruhelosen, unseligen Habgier waren! Selbst das Paradies, der Himmel auf Erden ist ihnen nicht genug, immer mehr müssen sie erraffen, erringen. — Warum nur? Ueber Tausend und Abertausend Not und Elend bringen, nur um sich selbst zu bereichern. — Nur um noch mehr Millionen zu erschleichen, die sie nicht mehr genießen können. — — Nur haben, besitzen — — anhäufen, über alle erdenklichen Luxusbedürfnisse hinaus! Die anderen bestehlen, die anderen knechten, sich zu ihren Herren machen, Macht erringen, Geld, Tausende, Millionen, unersättlich, brutal, teuflisch. — — Dieses ewige verfluchte Ringen und Hungern und Wüten nach dem Besitz, der gar keinen Zweck mehr hat, oder nur den, die Mitmenschen in der Abhängigkeit zu halten, ihnen die Freiheit, die Selbständigkeit, Wärme und Sonne zu nehmen — die Schönheit des Lebens. — —

(Fortsetzung folgt.)

Heilbäder der afrikanischen Neger.

Es ist bisher wenig bekannt, daß nicht nur die zivilisierten Völker der fünf Erdteile heilkräftige Quellen aufsuchen, um in ihnen von mancherlei körperlichen Krankheiten geheilt zu werden, sondern daß es auch im Innern von Afrika weitberühmte Badeorte gibt, die von den Eingeborenen des Landes gern und oft aufgesucht werden.

In einer Fachzeitschrift haben die beiden Aerzte Dr. Potozky und Dr. Steuck die innerafrikanischen Bäder eingehend behandelt und einzelne von ihnen genauer beschrieben. So besitzen die Thermalquellen in Mtagata bei Bukoba am westlichen Ufer des Viktoria-Njansas (in Deutsch-Ostafrika) eine Temperatur von 39 bis 52 Grad Celsius; sie gehören zu den alkalischen Natronquellen und werden von den Eingeborenen besonders gegen veraltete Hautleiden angewandt. Am Fuße des Ruwenzori und zu Kibero am Ostufer des kleinen Albert-Njansa (in Britisch-Ostafrika) befinden sich heilkräftige Schwefelquellen mit einer Temperatur von 80 bis 90 Grad Celsius, die ebenfalls von den Schwarzen jener Gegenden gegen Hautleiden benutzt werden. Das berühmteste derartige Bad, das eigentliche „Aachen Afrikas", wie die beiden Verfasser es bezeichnen, sind die kochsalzreichen Thermen von Amboni (im Nordosten von Deutsch-Ostafrika, nahe der englischen Grenze). Gegen Geschlechtskrankheiten benutzen die Neger Afrikas mit Vorliebe die schwefelwasserstoffhaltigen Quellen am großen Fischfluß in Südwestafrika, einem Nebenflusse des Oranjeflusses, im südlichsten Teile der deutschen Kolonie.

Die Lösung.

Eine heitere Geschichte von H. v. Mühlenfels.

Sie war eine Blondine — 19 Jahre alt, schlank und graziös. Alle Eigenschaften, die seine kühne Phantasie der Frau, die er einmal heimführen würde, angedichtet hatte, waren bei ihr vorhanden.

Er liebte sie zärtlich, und er lebte in fortgesetzter Angst, weil er nicht den Mut fand, zu ihr zu sprechen, obwohl doch jeden Tag ein halbes Dutzend Andere ihm zuvorkommen konnten.

Sein Selbstbewußtsein, der Stolz auf einen guten Namen und seinen Stand war ihm plötzlich abhanden gekommen. Wenn er sich ausdachte, vor sie hinzutreten und ihr seine Hand zu bieten, war ihm, als nähere sich ein dreister Bettler einer Königin.

Aber eines Abends war sie von solch' gewinnender Liebenswürdigkeit zu ihm, daß er alle Angst und Kleinheit schwinden fühlte und ihr in Worten, die ihm irgend ein guter Geist eingab, seine Liebe gestand.

Mit Thränen in den Augen hörte sie ihm zu und teilte ihm nun ihrerseits mit, daß sie dieselben Qualen wie er empfunden habe.

„Also du willst mein sein?" fragte er voll Seligkeit, und sie legte ihm die Arme um den Hals und bot ihm die Lippen zum Kuß.

„Ich will dein sein!" sagte sie mit zitternder Stimme, und das Beste ist, daß Mama längst von meiner Liebe zu dir weiß und mit allem einverstanden ist. Ja, wir haben schon Pläne, unsere Zukunft betreffend, gemacht und Mama ist der Ansicht, daß du einfach zu uns ziehst, denn nach Papas Tode ist die Wohnung, die wir haben, ja eigentlich viel zu groß für uns!"

Dem jungen Leutnant von Streldorf war es bei diesem Vorschlag nicht möglich, eine kleine Enttäuschung zu verbergen. Die Mutter seiner angebeteten Braut war eine außerordentlich liebenswürdige Dame. Es war gar nichts gegen sie einzuwenden und doch war es dem jungen Streldorf, als würde sein leuchtendes Glück plötzlich von einem dunklen Schatten verdüstert.

An diesem Abend sagte er natürlich nichts von seiner Enttäuschung, und auch am nächsten Tage, als er bei der Mutter seine Werbung vorbrachte, hörte er wortlos zu, als die beiden Damen ihm ihre Pläne vortrugen.

„Ich könnte mich natürlich nie von Mama trennen!" sagte das junge Mädchen, als sie mit ihrem Bräutigam allein war. „Ich wäre gar nicht fähig, ein Glück zu genießen, an dem Mama nicht teilnimmt!"

„Du hast ein sehr gutes, warmes Herz!" sagte Streldorf mit einiger Ueberwindung.

„Und du hast ein noch viel besseres Herz!" lobte die Braut, „denn glaube mir, es hat mir nicht geringe Sorgen verursacht, wie du dich zu dieser Frage stellen würdest. Es soll doch so viel Männer geben, die immer etwas gegen die künftige Schwiegermutter haben, ganz gleichgültig, ob sie gut oder nicht gut sei. Ich aber hätte mich nicht entschließen können, einem Manne anzugehören, der nicht gern und willig meine Mutter bei sich aufgenommen hätte!"

Streldorf biß sich auf die Lippen. Es war sehr peinlich, wenn man für edler und großzügiger gehalten wurde, als man in Wirklichkeit war. Natürlich war es nach diesen Aeußerungen seiner Braut ausgeschlossen, daß er jemals ein Bedenken gegen das Zusammenwohnen mit der Schwiegermutter vorbrachte.

Wenn er bei den zwei liebenswürdigen Damen weilte, war er auch ganz zufrieden, aber sobald er allein in seinem „möblierten Zimmer" saß, tauchten doch tausend Bedenken auf.

Die Schwiegermutter war sehr jugendlich und lebhaft: sie stand früh auf und ging spät zu Bett. Sie pflegte nicht einmal einen Mittagsschlaf zu halten; sie würde also den ganzen, ganzen Tag mit ihnen zusammen sein!

Irene, die Braut, schien also gar nicht den Wunsch zu haben, ihn allein für sich zu besitzen. Im Gegenteil, sie kam mit allerlei Vorschlägen heraus, um das Zusammensein mit der Mutter noch enger zu gestalten. Streldorf fing in einsamen Stunden an, ernstlich an der Liebe seiner Braut zu ihm zu zweifeln.

War das auszudenken, daß ein junges verliebtes Mädchen sich so zwischen Mutter und Bräutigam teilen konnte? War es nicht ein Gesetz der Natur, daß ein Mädchen Vater und Mutter verließ, um dem Manne anzugehören?

Streldorfs Vater gratulierte seinem Jungen auf das herzlichste zu der Verlobung. Er war sehr entzückt von dem Bild der Braut, das der Sohn ihm gesandt hatte, und war ebenso entzückt über alles andere, insbesondere über die Vermögenslage der zukünftigen Schwiegertochter, über die der Junge ihm ausführlich berichtet hatte.

„Das ist alles sehr gut und schön", schrieb er, „und ich freue mich von ganzem Herzen für dich. Nur mit dem Plan, die Schwiegermutter betreffend, darfst du dich nicht einverstanden erklären. Schwiegermutter bleibt Schwiegermutter — damit will ich sagen, daß jede Schwiegermutter, sofern sie nicht in gebührender Entfernung von dem jungverheirateten Paar bleibt, von Uebel ist. Es liegt vor allem ein großer Egoismus darin, wenn eine Frau in vorgeschrittenen Jahren jungen Menschen nicht gönnt, ihr Glück allein zu genießen. Du hättest deiner entzückenden Braut in dieser Sache energischer entgegentreten sollen. Nachdem du nun das erste „Ja" gesagt hast, wird sich natürlich eine ganze Kette von weiteren Wünschen anschließen und schließlich bist nicht du, sondern Irenes Mutter Herr im Hause. Aber laß gut sein, Junge. In spätestens 14 Tagen statte ich deiner verehrten Frau Schwiegermutter meinen Besuch ab und werde ihr den Kopf zurechtsetzen, und zwar in kürzester Zeit — das verspreche ich dir. Und wenn sie nicht gutwillig ist, dann werde ich ihr damit drohen, daß ich dieselben Rechte an dich habe, die sie an ihre Tochter hat, daß also niemand etwas dagegen einwenden könne, wenn ich mich in deine Garnison versetzen lasse und ebenfalls zu Euch ziehe. Witwer bin ich ebenso gut wie sie Witwe ist und wo sie nur eine Tochter hat, habe ich nur einen Sohn!"

Streldorf mußte lächeln, als er den zuversichtlichen Brief seines Vaters las. Der alte Herr hatte, weiß Gott, mehr Mut, als er — aber dennoch: diese Festung würde er wohl kaum erstürmen können.

Irene freute sich herzlich auf den Besuch ihres künftigen Schwiegervaters und suchte gemeinsam mit der Mutter den Empfang für ihn sehr festlich zu gestalten. Die ganze Wohnung ward mit frischen duftenden Blumen geschmückt und zum Empfangsabend wurde ein köstliches Mal gerichtet.

Sie fuhren alle zum Bahnhof, um den alten Herrn, der noch gar nicht alt sein wollte, abzuholen, und der schien äußerst befriedigt von allem, was an diesem Abend seiner harrte.

Die beiden Damen hatten eine höchst komfortable und große Wohnung inne; was also die Raumverhältnisse anbetraf, hätte man nichts gegen das Mitwohnen einer dritten Person einwenden können.

Hm — es war überhaupt lächerlich. Diese Schwiegermutter sah eigentlich selbst noch wie ein junges Mädchen aus. Es war wirklich geradezu lächerlich, daß diese Frau in ein paar Wochen den Titel „Schwiegermutter" haben sollte.

Der alte Streldorf war etwas verwirrt ihr gegenüber. Er war in der Hauptsache hierhergekommen, um ihr klar zu machen, daß ihr Platz bei dem jungen Paare nicht der richtige sei. Er hatte sich auf satirische, ja, wenn nötig, auf heftige Auseinandersetzungen mit ihr vorbereitet und konnte doch nicht anders, als den untertänigen liebenswürdigen Kavalier spielen.

Wenn man die Sache in Wirklichkeit sah, nahm sie sich überhaupt ganz anders aus, als auf dem Papier. Wie diese junge Frau da bei ihren Kindern saß, wirkte sie keineswegs störend — im Gegenteil — man hatte das Gefühl, als ströme so viel Licht und Wärme von ihr aus, daß das Glück zweier liebender Menschen durch sie nur noch erhöht werden könne.

Hm — der alte Streldorf war wirklich ganz verwirrt.

Eigentlich konnte man Mitleid haben — nicht mit dem Sohn und der Schwiegertochter — nee, die hatten ja, was sie brauchten. Aber mit der anderen, mit dieser jungen Schwiegermutter. Die war wirklich zu schade, um das fünfte Rad am Wagen zu sein.

Seltsam, wie sie ihn an die verstorbene Frau, mit der er so glücklich gelebt hat, erinnerte.

Und wie sie für ihn sorgte! Erst während des Essens — und nun schob sie ihm einen wundervoll bequemen Sessel zu und bewirtete ihn eigenhändig mit Kaffee und Likör.

Was für feine schlanke Hände sie hatte — wie jung die Augen leuchten konnten — und wie sie zu plaudern verstand!

Donnerwetter, das war zu viel Dusel für den Sohn, daß er zwei so reizende Frauen um sich haben sollte!

Der alte Herr, der noch nicht alt sein wollte, wußte gar nicht, wie ihm die Stunden dieses Abends dahinflogen; der Sohn mußte zum Aufbruch mahnen, und es ward ihm schwer, dieser Aufforderung zu folgen.

Auf dem Wege zum Hotel sprach er wenig, und erst, als der Sohn ihn beim Abschied an sein Versprechen erinnerte, wachte er aus seiner Versunkenheit auf.

„Ja, ja — ich werde mit ihr reden; du kannst dich darauf verlassen!" und dann stand er im Lift und ließ sich in sein Zimmer führen, und es war ihm genau so, wie wenn er vom Liebesmahl kam und nicht mehr ganz Herr seiner Sinne war.

Am nächsten Tage war die Erde in Sonne gebadet; alles schien zu lachen, die Straßen, die Häuser, die Menschen — aber Oberst von Streldorf, der in einem Blumenladen stand, am meisten. Er kaufte ganz unsinnig viel Blumen und hätte am liebsten den ganzen Laden ausgekauft. Er fragte nicht nach dem Preis, und warf ein paar Goldstücke so freudig hin, als habe er es sich sein ganzes Leben lang leisten können, schöne Frauen so verschwenderisch zu beschenken. Die Schwiegertochter flog ihm jubelnd um den Hals, aber die Mutter war nicht zu sehen.

„Sie habe ein wenig Kopfweh!" sagte die Tochter zögernd, als sie die enttäuschte Miene des Schwiegervaters sah.

Ob sie denn oft Kopfweh habe? fragte der alte Herr bestürzt, aber die Tochter schüttelte den Kopf.

„Eigentlich nie; es ist heute wohl zum ersten Male seit Vaters Tod, daß sie nicht zum Frühstück erschien. Sie sah ganz blaß aus, als ich zu ihr kam, aber sie sagte, es sei wirklich nur Kopfweh!"

Der Oberst begann im Zimmer auf- und niederzugehen. Sein Herz schlug laut und seine Knie zitterten ein wenig.

Was für eine bittere Enttäuschung war das, daß er sie nicht sehen sollte.

„Ich hätte ihr so mancherlei Notwendiges zu sagen!" stieß er endlich hervor. „Sag, liebes Kind, glaubst du, daß deine Mutter nicht wenigstens für eine Viertelstunde aufstehen würde?"

„O, sie liegt nicht im Bett!" sagte Irene lächelnd; „sie ist in ihrem Wohnzimmer und hat die Vorhänge herabgelassen — weiter nichts!"

„Und willst du sie fragen, ob sie mich einen Augenblick empfangen kann? Ich habe notwendig mit ihr zu sprechen."

Zehn Minuten später stand Oberst von Streldorf vor der in ein duftiges Spitzengewand gehüllten Schwiegermutter und fühlte sein Herz bis zum Halse klopfen.

Zu Irene aber war der junge Streldorf gekommen, und sie erzählte ihm, daß der Schwiegervater darauf gedrungen habe, die Mutter zu sprechen, und nun fühlte auch der Bräutigam sein Herz bis zum Halse schlagen.

Viertelstunde auf Viertelstunde verging und Irene fragte besorgt:

„Was mag er ihr nur zu sagen haben?"

Der junge Streldorf wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Gott, o Gott, was hatte er getan? Wenn nun der alte Herr zu schroff vorging und Irenes Mutter beleidigte? Und wenn Mama empört war und sich von ihm abwandte?

Herr im Himmel, hätte er doch geschwiegen — hätte er doch kein Wort zum Vater gesagt.

Da plötzlich — endlich tut sich die Tür auf und der alte Oberst steht mit einem unbeschreiblichen Gesichtsausdruck vor den beiden.

„Wo ist die Mutter?" ruft Irene aus, und der Oberst sagt: „Mutter ist soweit ganz wohl; sie weint nur ein wenig!"

„Sie weint?" und nun stehen die beiden drohend vor dem alten Herrn.

„Was hast du ihr gesagt, Vater?" fährt der Sohn auf.

„Nun, was ich dir bereits sagte; daß es wirklich nicht angeht, daß sie bei Euch wohnt, wenn Ihr verheiratet seid!"

„Und nun weint sie? Ach, gewiß hast du es ihr zu schroff gesagt!"

Da lächelte der Alte und sagt:

„Sie weint zwar im Augenblick, aber ich wette, daß sie sehr bald lachen wird!"

Irene steht plötzlich in der Tür und hinter ihr, sehr blaß, sehr erregt, steht die junge Schwiegermutter, und der Oberst geht auf sie zu und nimmt sie in die Arme.

„Was sagst du dazu mein Sohn? Glaubst du nun, daß wir uns über die Wohnungsfrage einigen werden?"

Schleudernde Automobile.

Beherzigenswerte Ratschläge an Kraftwagenführer.

Gelegentlich eines schweren Autobus-Unfalles in Berlin, der durch das Ausgleiten oder „Schleudern" des Kraftwagens auf dem Asphaltpflaster verursacht wurde, wurden allerlei von fachmännischer Seite gemachten Ratschläge veröffentlicht, die auch für unsere Autofahrer von Interesse sein dürften. Einer der Fachleute führt aus: „Sicherlich kann ein Automobil „zwangsweise" auf glattem Asphaltpflaster die Bewechlichkeit eines Schlittens annehmen, aber eben nur „zwangsweise". Der Kraftwagen wird dann unsteuerbar und auch unbremsbar. Jeder erfahrene Führer weiß aber, wie er sich in solchen Fällen zu verhalten hat. Die Unsteuerbarkeit, das Schleudern, ist fast immer, auch beim Autobusunfall am Reichstagufer, durch starkes Bremsen erst hervorgerufen worden; erhalten die Hinterräder wieder ihre durch das Differential gegebene freie Beweglichkeit, so hört das Schleudern sofort auf. Durch Freilassen der Bremse erhält der Kraftwagen sofort seine Lenkfähigkeit wieder. Es ist dies sicher eins der schwierigsten Momente, die an den Kraftwagenführer herantreten können. Im Bruchteil einer Sekunde muß die Entscheidung fallen, ob Schleudern mit hauptsächlich seitlicher Bewegung, oder ob Lenkfähigkeit bei Vorwärtsbewegung vorzuziehen ist. Bei meiner als Selbstfahrer erworbenen Praxis habe ich ausschließlich Fälle erlebt, bei denen die Lenkfähigkeit vorzuziehen war, also: den Fuß von der Bremse! Der Wagen fährt dann dahin, wo er hingesteuert wird; meistens findet sich dann auch eine Richtung, wo man hinsteuern kann, ohne Schaden anzurichten."

Diese Ansicht vertritt im Prinzip auch ein anderer Sachverständiger, der u. a. folgendes schreibt: „Nach meiner Ansicht macht der Führer eines gleitenden Automobils den größten Fehler, wenn er mit angezogener Bremsen seinen Wagen gleiten läßt. Er soll vielmehr durch ein sachtes „Spielen" mit der Bremse vermeiden, daß sich die gebremsten Räder des Wagens blockieren und durch Beschleunigen des Motors und Einschalten des Geschwindigkeitswechsels seinem Wagen eine neue Richtkraft zu geben suchen. Ein Fahrer, der diese Situation verschiedene Male übt, wird wohl in der Lage sein, in den meisten Fällen eine Karambolage zu vermeiden."

— In Brasilien wurden kürzlich ausgedehnte Marmorberge entdeckt. Die Fundstelle befindet sich auf dem Gebiete eines Pflanzers in Arcoverde, 93 Kilometer von der Hauptstadt des Staates Minas Geraes und 668 Kilometer von Rio de Janeiro entfernt. Außer dem feinsten schwarzen und schwarz-weißen Marmor enthalten die Brüche, mit deren Ausbau bereits unter Mithilfe von Werkleuten aus Carrara begonnen wurde, auch seltene vielfarbige Marmorarten.

— Vaterstolz. Fräulein: Ihr kleiner Junge ist zu süß, Herr Leutnant. Und wie drollig er immer lacht.

Leutnant: Warum soll er auch nicht lachen, Fräulein, hat ja doch Leutnant zum Papa.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Einfaches Hauskleid. No. 1024.

Für dieses Modell kommt weißes Leinen in Betracht, mit Steppnähten als einziger Verzierung. Für ein Arbeitskleid wären Gingham, Percale, Galatea und Seersucker-Stoffe, für ein Gartengewand Lawn, Batist, Leinen, Ratine oder Rice-Stoffe zu empfehlen. Der Hals ist ausgeschnitten, mit einem Riegel am rechten Vorderteil. Dasselbe wiederholt sich am Rock, an dem eine praktische Tasche angebracht ist. Der Aermel ist mit einer Riegelmanschette versehen, die nach Belieben wegbleiben kann. Das Muster ist in den Größen 34—44 Zoll Brustweite zu haben. Es sind dazu 5¾ Yard bei 36 Zoll Breite für ein Muster 36 erforderlich; der Rest mißt unten 2½ Yard.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite. — ..
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....